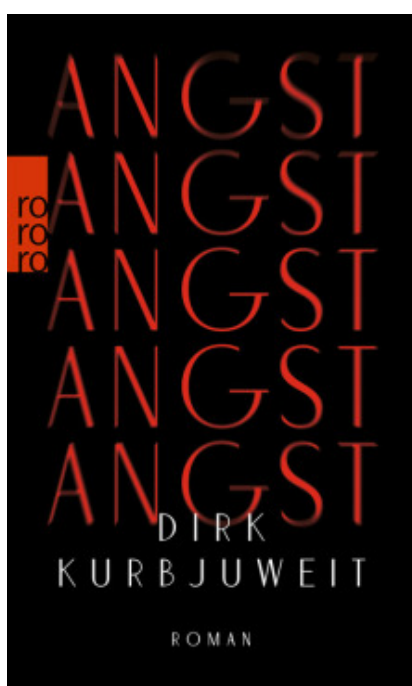


Leseprobe aus:

Dirk Kurbjuweit

Angst



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Dirk Kurbjuweit

ANGST

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Juli 2014
Copyright © 2013 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin
Zitat S. 240 f.: Alexander Blok, Gedichte,
Suhrkamp Verlag, 1990, S. 103 f.
Umschlaggestaltung any.way, Walter Hellmann,
nach einem Entwurf von Anzinger | Wüschner | Rasp, München
Satz aus der Adobe Garamond PostScript, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 25813 8



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

ANGST

Für meine Kinder

Papa? Er hat mir nicht geantwortet, er redet nicht, redet kaum noch. Er ist nicht wirr, nicht dement, wie man jetzt sagt, er hat weder Alzheimer noch eine andere Krankheit, die sein Gedächtnis frisst. Seine Erinnerungen haben ihn nicht verlassen, das wissen wir, weil er manchmal doch redet, selten, aber dann sind seine Sätze klar und vernünftig, sie kommen aus einem Gehirn, das sich noch auskennt in dem Leben, das es gesteuert und gespeichert hat, ein langes Leben, achtundsiebzig ist der Papa. Er hat mich erkannt, als ich ihn heute Nachmittag besucht habe, er erkennt mich immer, wenn ich ihn besuche, ein Lächeln, klein, nicht groß, so ist es eben mit ihm, Distanz, Zurückhaltung, aber er erkennt seinen Sohn, seinen ältesten Sohn, und er freut sich, dass dieser Sohn zu ihm kommt. Das ist nicht wenig.

Herr Tiefenthaler? Herr Kottke hat so gefragt, nachdem mein Versuch ohne Antwort geblieben war. Manchmal reagiert mein Vater eher auf Herrn Kottke als auf mich. Bin ich deshalb eifersüchtig? Ein bisschen, das muss ich zugeben. Andererseits ist Herr Kottke der Mann, mit dem mein Vater nun seine Tage verbringt, und ich bin froh, muss froh sein, dass sie gut miteinander auskommen. Herr Kottke verehrt meinen Vater, das kann ich sicherlich so sagen.

Ich weiß nicht, ob er mit allen Männern hier so behutsam und freundlich umgeht wie mit Papa, ich vermute, dass es nicht so ist, habe ihn aber nie mit den anderen Männern gesehen. Heute hat mein Vater nicht auf Herrn Kottke reagiert. Er saß stumm am Tisch, dämmerte vor sich hin. Seine Augen waren halb geschlossen, sein Rücken war gerade, seine Hände hingen an den Seiten herab. Manchmal kippte sein Oberkörper nach vorn, und ich erschrak, denn würde mein Vater mit dem Gesicht auf den Tisch schlagen, würde er sich sehr weh tun, sich womöglich verletzen, die Platte ist aus Metall. Aber mein Vater fällt nie nach vorn, er stoppt die Kippbewegung, sobald sein Oberkörper etwas geneigt ist, und richtet sich wieder auf. So auch heute. Aber ich kann mich nicht daran gewöhnen, erschrecke jedes Mal. Ich sah, wie sich Herr Kottke entspannte, auch er war bereit einzugreifen. Wir passen auf, wir passen gut auf, dass dem Papa nichts geschieht.

Ich besuche meinen Vater seit einem halben Jahr an diesem Ort, und es ist immer noch traurig, ihn so sitzen zu sehen, in seiner ausgeleierten Hose, die er ohne Gürtel trägt, in seinem verschlissenen Hemd. Wir haben ihm neue Sachen gekauft, damit er ordentlich aussieht, aber er besteht auf seiner vertrauten Kleidung, und warum nicht? Es sieht eigentümlich aus, wie er dort sitzt, weil sein Stuhl zu weit vom Tisch entfernt steht, so wie meiner auch, wir sitzen uns gegenüber, aber nicht wirklich an diesem Tisch, der uns daher nicht verbindet, nicht wirklich beisammensitzen lässt. Der Tisch trennt uns, gerade jetzt, da wir uns näher sind denn je. So sehe ich das jedenfalls. Leider ist es

nicht möglich, die Stühle zu verrücken, weil sie am Boden festgeschraubt sind, und das gilt auch für den Tisch.

Mein Vater könnte reden, aber er will nicht mehr. Er ist müde, glaube ich, erschöpft von diesem langen Leben, das er schwierig fand. Wir verstanden ihn nicht, doch was zählt das schon? Er musste die Schwierigkeiten bewältigen, auch wenn er sie sich vielleicht nur eingebildet hat. Er führte sein Leben konsequent so, als habe es sie gegeben. Und wir wissen nicht alles von seinem Leben. Niemand weiß alles von anderen Leben. Wir sind nur bei unserem eigenen Leben immer dabei, und selbst das heißt nicht, dass wir alles von unserem Leben wissen, weil Dinge, die uns betreffen, passieren können, ohne dass wir dabei sind. Oft passieren schwerwiegende Dinge, die uns betreffen, ohne unser Wissen. Vielleicht sollten wir uns auf den Satz verständigen, dass niemand alles von irgendeinem Leben weiß, nicht einmal vom eigenen. Wir sollten deshalb vorsichtig sein mit Sätzen, die ganze Leben betreffen. Ich bin es.

Ich habe meiner Frau heute Morgen beim Abschied gesagt, dass ich meinen Vater besuche. Das sage ich immer so, und wenn sie dran ist, verwendet sie die gleiche Formel: Ich besuche nachher deinen Vater. Niemand sagt: Heute gehe ich ins Gefängnis zu Papa. Wir legen keinen Wert auf solche Genauigkeit, sie tut uns weh, immer noch. Ein halbes Jahr reicht nicht, um das Wort Gefängnis schmerzlos aussprechen zu können, nicht in einer Familie, in der nie einer im Gefängnis gesessen hat und die sich erst daran gewöhnen muss, dass ein solcher Ort Teil der Familienwelt geworden ist. Für uns gilt das nun, mein Vater, um

es klar zu sagen, sitzt im Gefängnis. Mit siebenundsiebzig Jahren ist er dorthinein gekommen, einen Geburtstag hat er schon als Insasse erlebt, von feiern will ich nicht reden. Wir haben uns bemüht, ihm eine festliche Stunde zu bereiten, aber es war kein Erfolg. Es lag nicht so sehr an den angeschraubten Stühlen und dem metallenen Tisch, auch nicht am vergitterten Fenster, das ebenfalls allzu deutlich macht, dass dies kein heimeliger Ort ist, kein passender Ort, um die Tatsache des eigenen Lebens zu feiern. Es lag an mir.

Die erste halbe Stunde war uns ganz gut gelungen, wir hatten «Happy Birthday» angestimmt, ich, meine Frau Rebecca, unsere Kinder Paul und Fee, meine Mutter und Herr Kottke, der für diesen Tag einige Ausnahmen genehmigt hatte. Wir aßen den Bienenstich, den meine Mutter nahezu ein Leben lang für ihren Mann gebacken hat und den sie nach alter Gewohnheit als Ganzes auf einem Blech präsentieren wollte, weil ihr das Anschneiden vor aller Augen immer eine Freude ist, die Zeit der allgemeinen Freude auf den nahen Genuss. Aber so weit gingen die Ausnahmen nicht. Als wir an der Pforte durchsucht wurden, musste meine arme Mutter, meine fünfundsiebzigjährige Mutter zusehen, wie ein Justizvollzugsbeamter den Bienenstich in kleine Stücke schnitt. Aber ich habe nun wirklich keine Feile hineingebacken, sagte sie mit einer erzwungenen Munterkeit, die mich traurig machte. Wahrscheinlich hat man ihr geglaubt, aber es gibt halt Vorschriften. Ich hasse diesen Satz, ich hasse es, darauf hingewiesen zu werden, dass es Vorschriften gibt, die das Vernünftige unterbinden.

Aber ich höre diesen Satz oft, seitdem mein Vater im Gefängnis sitzt.

Wir redeten über andere Geburtstage meines Vaters, Geburtstage in Freiheit, und dabei musste ich plötzlich schluchzen, ganz unvermutet, und ich dachte erst, dass ich das stoppen könne, ich kämpfte gegen das Schluchzen an, aber es wurde stärker, bis ich haltlos weinte. Ich habe genau mitbekommen, wie auf dieses Weinen in der Besucherzelle reagiert wurde. Meine Kinder starrten mich entsetzt an, so hatten sie ihren Vater noch nie gesehen, Herr Kottke, der Gute, schaute betreten weg, meine Mutter, die auf einem der festgeschraubten Stühle saß, stand auf und kam auf mich zu, aber meine Frau war als Erste bei mir und nahm mich in den Arm. Ich weinte an ihrer Schulter, und als ich die Augen öffnete, traf mein verschwommener Blick den Blick meines Vaters. Was ich sah, kann ich nur Interesse nennen. Er betrachtete seinen Sohn mit einem eigenartigen Interesse, für das mir die Deutung fehlt. Ich habe seither oft darüber nachgedacht, aber mir fällt nichts ein, womit ich diesen Blick erklären könnte. Nach fünf Minuten war der Anfall vorbei, meine Mutter reichte mir eine Papierserviette, ich entschuldigte mich, erinnerte rasch und viel zu munter an einen weiteren Geburtstag meines Vaters, aber jetzt war es nur noch ein Versuch, die Uhr zu beschleunigen. Ich wollte raus hier, alle wollten raus.

Ich sollte das so nicht schreiben, man kommt in Teufels Küche mit solchen Sätzen, wenn der eigene Vater im Gefängnis sitzt. Wenn einer rausmusste, dann mein Vater, aber er konnte nicht raus, während wir um kurz vor sech-

zehn Uhr den übriggebliebenen Bienenstich vom Kuchenblech auf zwei Pappteller hoben, einen für meinen Vater, einen für Herrn Kottke und seine Kollegen. Dann herzten wir den Vater, Schwiegervater, Opa, Ehemann und gingen, nicht ohne Herrn Kottke Dank zu sagen. Mein Vater blieb. Er hat acht Jahre bekommen. Das halbe Jahr Untersuchungshaft in Moabit wird angerechnet, ein halbes Jahr hat er in der Justizvollzugsanstalt Tegel abgesessen, bleiben sieben Jahre. Wenn er sich gut führt, wird er vielleicht in drei, vier Jahren entlassen. Wir rechnen fest damit, dass er sich gut führt, Herr Kottke hat uns wiederholt gesagt, dass es keinen braveren Häftling gibt als meinen Vater, das nährt unsere Hoffnung. Er kann dann noch ein paar gute Jahre in Freiheit haben, das sage ich so auch meiner Mutter. Wenn er nur nicht dort stirbt, sagt meine Mutter oft und wiederholt den Satz sofort: Wenn er nur nicht dort stirbt. Er ist gesund, er schafft das, sage ich dann.

Papa? Ich habe noch einmal gefragt, nachdem ich eine Weile mit Herrn Kottke geplaudert hatte. So verbringe ich hier meistens meine Zeit, Herr Kottke und ich reden, das heißt, fast immer redet er, man kann ihn durchaus redselig nennen, aber das ist gut so, es hilft mir. Die Stille eines Gefängnisses ist mir unerträglich, weil aus dieser Stille fremde, unheimliche Laute in die Besucherzelle dringen. Es sind metallische Geräusche, die ich nicht erklären kann, sie sind nicht metallisch hell, sondern dumpf, erst meinte ich Rhythmen zu hören, als würde geklopft oder gefeilt, aber mit der Zeit erkannte ich, dass ich Opfer meiner Erwartungen geworden war, als müssten in einem Gefängnis

immerzu die Geräusche behinderter Kommunikation oder versuchter Fluchten erklingen. Es gab keine Rhythmen, es gab auch kein leises Seufzen, wie ich einmal zu hören gemeint hatte. Es gab nur ungewohnte, unerklärliche Geräusche aus der Tiefe dieses Gebäudes. Mir war lieb, wenn Herr Kottke mit seinem rauen Berliner Akzent diese Klänge überdeckte. Er blickt auf ein langes Schließerleben zurück, über vierzig Jahre im Dienst der Justiz, und kann eine Menge erzählen. In Wahrheit wollte ich so viel nie wissen über die Welt des Verbrechens und der Verbrecher, aber uninteressant ist es nicht, zumal diese Welt vor einiger Zeit in unser Leben eingedrungen ist.

Herr Kottke schaute bald auf die Uhr. Er hat ein untrügliches Gespür dafür, wann unsere gemeinsame Stunde abgelaufen ist. Wir müssen dann wieder, sagte er wie jedes Mal, und ich war ihm dankbar für diese Formulierung, die so klingt, als müssten sich die beiden von einer schönen Kaffeetafel verabschieden und nach Hause fahren. Für meinen Vater ist dieses Zuhause eine Zelle, das ist die Wahrheit, aber sie verschwindet in Herrn Kottkes gutgewählten Worten. Die Einfühlsamkeit eines Schließers, es gibt sie, wir haben Glück gehabt.

Während meines Besuchs lehnte Herr Kottke an der Wand, rechts neben dem Fenster. Kaum hatte er jenen Satz gesagt, machte er zwei Schritte durch die Zelle, stand nun neben meinem Vater und berührte ihn mit einer Hand am linken Oberarm. So macht er es immer, es gibt hier eine Menge Rituale, eine Menge Wiederholungen und Gleichförmigkeit. An diesem Ort wirkt die Geste polizeilich,

wirkt wie ein Signal, dass ein Fluchtversuch der Mühen nicht wert sei, weil sich Herr Kottke bei aller Freundlichkeit nicht davon abbringen lässt, seine Pflicht zu tun und zuzupacken, falls es nötig wird. Aber ich glaube, dass er aus Fürsorge handelt, er will meinen Vater stützen, obwohl das nicht nötig ist, Papa kann ohne Probleme alleine aufstehen. Er stand auf, so wie ich, wir umarmten uns kurz, das können wir inzwischen, und dann ging er, Herr Kottke an seiner Seite. Mein Vater ist größer als sein Bewacher, knapp eins neunzig gegen gut eins siebzig, schlanke eins neunzig gegen füllige eins siebzig, mein Vater ist noch so schlank, wie ich ihn immer kannte, aber sein Haar hat er verloren, und seine Beine haben sich mit dem Alter stärker nach außen gebogen, das gibt ihm einen schaukelnden Gang, wie bei einem Mann von den Schiffen, aber der war er nie. Autoverkäufer war mein Vater, zunächst Mechaniker, dann Autoverkäufer.

Nachdem mein Vater die Zelle verlassen hatte, zeigte sich ein anderer Schließer, einer, dessen Namen ich nicht kenne, ebenfalls dick, viele hier sind dick, er schaute nicht freundlich, nur dienstfertig, wir wechselten kein Wort miteinander, als er mich zur Pforte geleitete. Die Straße, endlich, Autos, Vögel, Wind in Bäumen, Leben. Mein Audi blinkte freudig, als ich, noch zwanzig Schritte entfernt, auf den Schlüssel drückte.

Warum mein Vater im Gefängnis sitzt? Ich muss kein großes Geheimnis daraus machen. Die Justiz nennt ihn einen Totschläger, und dass sie ihn nur mit acht Jahren bestraft

hat, liegt an seinem Geständnis und seinen Beweggründen, die dem Gericht nicht so scheußlich erschienen, wie das bei Mördern der Fall ist. Wir haben das Urteil akzeptiert, es ist hart für uns, aber wir können nicht sagen, dass der Gerechtigkeit Schande angetan wurde. Auch mein Vater sieht das so. Natürlich hat er auf ein mildes Urteil gehofft, aber ihm war klar, dass er wegen dieser Tat seine Freiheit einbüßen würde. Ihm war das vorher klar. Von einer spontanen Tat kann nicht die Rede sein, sie war gewollt, geplant, und sie wurde in aller Klarheit ausgeführt. Das Alter meines Vaters spielte im Prozess keine Rolle, er handelte nicht aus Verwirrung oder in senilem Wahn. Es wurde aber beim Strafmaß berücksichtigt, denke ich. Die Richter wollten ihm eine Perspektive geben, dass er seine allerletzten Tage in Freiheit verbringen kann, bei seiner Familie. Mit Hafterleichterungen ist nach ein, zwei Jahren zu rechnen, offener Vollzug ist ein Wort, an das wir uns klammern. Mein Vater würde die Tage bei uns verbringen, abends brächte ich ihn nach Tegel. Nach Tegel sagen wir auch gerne. Andere meinen damit den Flughafen, wir meinen das Gefängnis.

Ich muss bekennen, dass ich nicht unschuldig bin an diesem Totschlag, obwohl das kein gutes Licht auf mich wirft. Ich hätte die Tat verhindern können, aber ich wollte nicht. Als mein Vater uns am 25. September des vergangenen Jahres besuchte, wusste ich, was er vorhatte. Es war ein sonniger Tag, unsere Fenster standen offen. In unserer Straße im Südwesten Berlins, im Ortsteil Lichterfelde-West, hat das zur Folge, dass wir Autos schon hören, wenn sie noch weit entfernt sind. Hier liegt Kopfsteinpflaster, das

Rumpeln der Autos quält mich manchmal, wenn ich zu Hause arbeite. Meine Frau findet, dass ich zu empfindlich bin. Ich habe ihr gesagt, dass Schopenhauer der Meinung war, Geräuschempfindlichkeit sei ein Zeichen von Intelligenz, je empfindlicher, desto intelligenter. Willst du damit sagen, dass, hob sie an. Nein, will ich nicht, gab ich zurück. Schon entwickelte sich eines dieser Gespräche, die eine Ehe unerfreulich machen können. Später habe ich mich entschuldigt. Es war wirklich kein sympathischer Satz, aber vielleicht doch ein wahrer.

Ich habe meinen Vater erwartet. Er hatte sich am Tag davor angekündigt, und kurz nach seiner Abfahrt aus dem Oderbruch rief meine Mutter an, um mir zu sagen, dass er in spätestens zwei Stunden eintreffen werde. Das war eine noch junge Gewohnheit. Meine Mutter fand, dass mein Vater kein sicherer Autofahrer mehr ist, und falls er nicht zur erwarteten Zeit eintreffen würde, sollte ich sofort Such- und Rettungsmaßnahmen einleiten. Mein Vater wusste nichts davon, es hätte ihn verletzt, es hätte ihn verärgert. Er konnte nicht aufhören, sich als souveränen Autofahrer zu denken. Seine Familie hatte eher den Eindruck, dass er ziemlich unsicher unterwegs war. Wir ließen unsere Kinder ungern bei ihm einsteigen.

Als ich auf meinen Vater wartete, fragte ich mich, ob jemand, der nicht mehr gut Auto fährt, ein sicherer Schütze sein kann. Allerdings war nicht zu erwarten, dass es ein schwieriger Schuss würde. Er würde das schaffen. Ich hoffte zwischendurch auch, dass ihm diese Autofahrt so schlecht geriet, dass er sich als Schütze nicht würde bewähren müs-

sen, ein kleiner Unfall, der seine Ankunft verhinderte, und ein Mord wäre vereitelt. Damals nannte ich die bevorstehende Tat in meinem Kopf ausschließlich Mord, erst unser Anwalt wies mich nach der Tat darauf hin, dass es auch Totschlag sein könne, und Totschlag werde nicht so hart bestraft wie Mord.

Ich hoffte nicht wirklich auf einen Unfall, ich wollte diesen Mord, ich hatte lange genug darüber nachgedacht, es musste nun geschehen. Meine Frau war mit unseren Kindern zu ihrer Mutter nach Lindau gefahren, günstiger konnte die Lage nicht sein. Hoffentlich würde mein Vater gut durchkommen auf seiner vorerst letzten Fahrt. Staus gab es nicht, das hatte ich im Radio verfolgt.

Ein paar Autos rumpelten vorüber, schließlich sah ich den Ford meines Vaters vor unserem Haus parken. Es ist ein schönes Haus, ein Haus aus der Gründerzeit, Holzbalken zwischen dem roten Gemäuer, ein Türmchen, Erker, Gauben. Wir wohnen im Hochparterre und haben einen eigenen Zugang zum Garten. Über unserer Wohnung gibt es noch einen zweiten Stock, auch Dach und Souterrain sind bewohnt, vier Parteien leben insgesamt hier. Unsere Wohnung ist großzügig, hohe Decken, Stuck, sie macht etwas her, das Haus steht unter Denkmalschutz.

Als mein Vater in der Tür stand, fragte ich mich, wo er seine Waffe hatte. Meist trug er sie in einem Holster unter der linken Achsel, aber sie konnte auch in seiner Reisetasche sein. Früher hatte er oft ein Handtäschchen aus Leder bei sich, wie es Pfeifenraucher gerne benutzen, für ein kleines Sortiment von Pfeifen, Stopfern und Tabak. Bei